GENDER OPEN REPOSITORIUM

Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen

Knapp, Gudrun-Axeli

1990

https://doi.org/10.25595/2334

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Knapp, Gudrun-Axeli: *Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen*, in: Hoff, Ernst-H. (Hrsg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang (München: DJI Verlag, 1990), 17-52. DOI: https://doi.org/10.25595/2334.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ernst-H. Hoff (Hrsg.)

Die doppelte Sozialisation Erwachsener

Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang

DJI Materialien

MS 2600 H 698 +3

Das Deutsche Jugendinstitut e. V. (DJI) ist ein zentrales sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut auf Bundesebene mit den Abteilungen Jugendhilfe, Jugend und Arbeit, Jugend und Politik, Mädchen- und Frauenforschung, Familie/Familienpolitik, Kinder und Kinderbetreuung, Medien und neue Informationstechnologien, Sozialberichterstattung sowie Dokumentation. Es führt sowohl eigene Forschungsvorhaben als auch Auftragsforschungsprojekte durch. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit und im Rahmen von Projektförderung aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft. Weitere Zuwendungen erhält das DJI von den Bundesländern und Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Humboldt - Universität zu Berlin
– Universitätsbibliothek –
Zweigbibliothek Sozialwissenschaften
Clara-Zetkin-Straße 112
O - 1086 Berlin

X 1146

Alleinauslieferung: Juventa Verlag, Weinheim und München
© 1990 DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut e.V., München
Umschlagentwurf: Erasmi und Stein, München
Titelfoto: Eva Otto-Brock, München
Datenkonvertierung: typo spezial Ingrid Geithner, Erding
Druck: MaroDruck, Augsburg
Printed in Germany
ISBN 3-87966-315-7

Inhalt

Ernst-H. Hoff
Einleitung: Zur Entstehung dieses Bandes und zum Begriff der doppelten Sozialisation 5

Gudrun Axeli-Knapp
Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen 17

Helga Krüger und Claudia Born
Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen 53

Susanne Femers und Ulrike Hörrmann
Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit. Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern 74

Ditmar Brock
Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen? Veränderungstendenzen biographischer Orientierungsmuster bei männlichen Arbeitern seit den fünfziger Jahren 97

Ernst-H. Hoff und Wolfgang Lempert
Kontroll- und Moralbewußtsein im beruflichen und privaten Lebensstrang von Facharbeitern 125

Werner Kudera und Gerd-Günter Voß
Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung. Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck .. 155

Anton Amann
In den biographischen Brüchen der Pensionierung
oder der lange Atem der Erwerbsarbeit 177

Walter R. Heinz
Perspektiven einer künftigen Forschung zur doppelten
Sozialisation Erwachsener 205

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 219

Gudrun-Axeli Knapp

Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen

Zusammenfassung: Was ist das besondere an der weiblichen Sozialisation? Treffen die Vorstellungen zu, die im weiblichen Arbeitsvermögen ein Potential vermuten, das sich in gebrauchswertorientierten und personenbezogenen Aneignungsprozessen konstituiert? Diese Perspektive verlegt die Vergesellschaftung von Frauen einseitig in die Privatsphäre, wo sich dann die „Kontrasttugenden" zum männlichen Sozialcharakter herausbilden sollen. Folgt man der These von der doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung, so wird erkennbar, daß auch die weibliche Sozialisation in doppelter Perspektive betrachtet werden muß. Frauen erfahren ihre Sozialisation sowohl in der Familie, im sozio-ökologischen Umfeld als auch in schulischen und beruflichen Ausbildungsgängen; sie werden sowohl auf reproduktive Arbeit im Privaten wie auf Anforderungen der Erwerbssphäre vorbereitet. Ihre Einbindung in beide Tätigkeitsfelder erfolgt allerdings nicht in linearer Weise, sondern unter den Bedingungen von Diskontinuitäten, Brüchen und Unvereinbarkeiten. Angesichts der doppelten Orientierung an zwei Praxisbereichen erscheint es unabdingbar, von einem komplexen weiblichen Arbeitsvermögen auszugehen. Es könnte durch spezifische Ambiguitätserfahrungen charakterisiert sein, die der Umgang mit widersprüchlichen Verhältnissen Frauen aufdrängt.

Einleitung:

Ein wenig beiläufig aber mit Überzeugung notiert Jürgen Habermas anno 1981: „Im übrigen verfügen die Frauen aus dem historischen Erbe der geschlechtlichen Arbeitsteilung, der sie in der bürgerlichen Kleinfamilie unterworfen waren, über Kontrasttugenden, über ein zur Männerwelt komplementäres, der einseitig rationalisierten Alltagspraxis entgegengesetztes Wertregister" (Habermas 1981, S. 579).

Hätte hundert Jahre zuvor Hedwig Dohm diese Passage in der „Theorie des kommunikativen Handelns" gelesen, so hätte sie

ohne Umschweife deren Verfasser in ihre Polemik einbezogen, die den Zeitgenossen im Preußen Bismarcks galt: „O über dieses Geschwätz von der Sphäre des Weibes, den Millionen Frauen gegenüber, die auf Feld und Wiese, in Fabriken, auf den Straßen und in Bergwerken, hinter Ladentischen und in Bureaus im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot erwerben. Wenn die Männer vom weiblichen Geschlecht sprechen, so haben sie dabei nur eine ganz bestimmte Klasse von Frauen im Sinn: Die *Dame*. (...) Geht auf die Felder und in die Fabriken und predigt eure Sphärentheorie den Weibern, die die Mistgabel führen und denen, deren Rücken sich gekrümmt hat unter der Wucht centnerschwerer Lasten!" (Dohm 1986, S. 126)

Die Frauen, an deren Existenz Hedwig Dohm beharrlich erinnert, könnten auch den modernen „Sphärenfabrikanten" (Dohm 1986) und Theoretikern des Kontrasts auf die Sprünge helfen, die „Weiblichkeit", „weibliche Sozialisation" und Frauenarbeit mit einer sozialen Selektivität und Geradlinigkeit betrachten — als triebe sie ein verschwiegenes Interesse an der Fortschreibung des patriarchalen Weiblichkeitsmythos. Was aber treibt die Theoretiker*in*?

Die Frauenforschung hat in aufklärerischer und praktischer Absicht den „weiblichen Lebenszusammenhang" (Prokop 1977) ins Zentrum ihres Interesses gerückt und ihn in seiner widersprüchlichen Verfaßtheit analysiert; sie hat von Anbeginn sowohl die Verschiedenartigkeit der Lebenslagen von Frauen untersucht als auch ihre im Vergleich zu Männern gesellschaftlich durchgängige Minderbewertung thematisiert und sie hat das Skandalon von Herrschaft, Dominanz und sexistischer Gewalt im Geschlechterverhältnis benannt. Es wäre anzunehmen gewesen, daß diese Analysen des Geschlechterverhältnisses als eines Zusammenhangs von Differenzierung, Segregation, Hierarchisierung und Sexismus auch die überlieferten Vorstellungen von „Weiblichkeit" tangiert hätten. Und dennoch: auch in gängigen feministischen Entwürfen, die sich auf diese Einsichten berufen, hält sich hartnäckig jene Vorstellung weiblicher Eigenschaften und Verhaltensweisen, wie sie auch Habermas' Rede von den „Kontrasttugenden" kolportiert: wir sind intuitiv, verharrend, einfühlsam, geduldig, kontextbezogen, sorgend, anpassungsfähig, mimetisch, kooperativ, expressiv, wir verfügen auch über eine eigene Logik. Wir sind nicht: nüchtern,

rational kalkulierend, instrumentell, machtbetont, ehrgeizig, aggressiv usw.

Offensichtlich greift eine Kritik, die in Weiblichkeitsbildern männlicher Wissenschaftler nichts als androzentrische Projektionen erkennt — bei aller Berechtigung im Einzelfall — zu kurz. Die Auseinandersetzung mit entsprechenden feministischen Konstruktionen des „Weiblichen" (und „Männlichen") zeigt, daß es eine Reihe weiterer Gründe geben muß, die es so schwer machen, aus dem Bannkreis der Geschlechterstereotypen herauszufinden. Die auffällige „Überschußproduktion" von „binär-klassifikatorischer Ordnung" in der symbolischen Repräsentation des Geschlechtersystems, die für unseren kulturellen Kontext konstatiert wird (Tyrell 1986, S. 468), setzt sich anscheinend auf spezifische Weise in der Wissenschaft fort.[1]

Folgenden Fragen will ich nachgehen und versuchen, sie in einer Skizze zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen zu verbinden:

Was wird verdeckt durch derartig einspurige Definitionen von Frauen über den Kontrast zum „Männlichen" und den damit assoziierten Eigenschaften? Welche Differenzen *unter Frauen* unterschlägt diese Art der „Versämtlichung" (Dohm 1986) qua Geschlechtszugehörigkeit? Wie kommt es, daß in der Frauenforschung einerseits die Frage nach den historisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen gestellt wird, in denen geschlechtsspezifische Potentiale ausgebildet und realisiert werden, daß sogar von Zwang, Reduktion und Bornierung die Rede ist, die die soziale „Zurichtung" des weiblichen Geschlechts begleitet haben und begleiten, daß aber andererseits die Resultate jener Prozesse häufig so erscheinen, als wären sie davon unberührt geblieben. Warum erscheint das Konstituierte wie abgeschnitten von den widersprüchlichen Bedingungen seiner Konstitution?

Welche Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Sozialisation liegen solchen Auffassungen vom „Weiblichen" zugrunde, in welchen sozialen Praxisfeldern werden Frauen verortet?

Differenz ohne Differenzierung

Moderne Weiblichkeitsmythen gibt es in verschiedenen Varianten, die sich in zwei Richtungen unterscheiden lassen: als Mythos der *Identität*, der ein Weiblich-Mütterliches positiviert und der patriarchalen Kultur als ihr Anderes, als politische Alternative oder gar als „letzten Ausweg" (Garaudy 1982) entgegenhält; aber auch als Mythos der *Nicht-Identität*, wie etwa bei Mary Daly, die Feminität als patriarchale Maskerade, als Entfremdungsphänomen bloßstellt, das die eigentliche, ursprüngliche Potenz von Frauen verpuppt (Daly 1986).

Zwischen diesen Extremen liegen die für unseren Zusammenhang aufschlußreicheren Versionen.

Ich beziehe mich auf die in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der Bundesrepublik entwickelten, in der Frauenbewegung und darüber hinaus populär gewordenen Konzepte eines „weiblichen Arbeitsvermögens" (Ostner 1978; Beck-Gernsheim 1979, 1981) und „weiblichen Gegenstandsbezugs" (Mies 1980, 1983, 1988), auf das Konzept der „weiblichen Aneignungsweise" neuer Technologien, wie es etwa am hannoverschen Institut Frau und Gesellschaft (Schiersmann 1987) vertreten wird und auf Ansätze, die sich um den Begriff „Mütterlichkeit" gruppieren (z. B. Erler 1985).

Unter methodischen Gesichtspunkten ließen sich auch Christina Thürmer-Rohrs Überlegungen zur „Mittäterschaft von Frauen" einbeziehen, in deren Mittelpunkt das Konstrukt vom „weiblichen Sozialcharakter" steht, den sie allerdings nicht affirmiert, sondern in seiner Komplizenschaft mit „dem Patriarchat" kritisiert (Thürmer-Rohr 1987, 1989).

Obwohl diese Ansätze sich in ihren Fragestellungen, in einzelnen theoretischen Ableitungen, Begründungen und vor allem in ihren politischen Folgerungen unterscheiden, ist ihnen eines gemeinsam: ihre *zentralen Kategorien*, in denen Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen als „spezifisch weibliche" gebündelt sind, bleiben in dem polarisierenden Schema des Geschlechterdualismus befangen, dessen gesellschaftliche Realität sie kritisieren. Aus dem Blick geraten damit sowohl jene Potentiale oder Eigenschaften von Frauen, die auf der bipolaren Skala der Geschlechterklischees als

genuin „männliche" gelten (z. B. Sachlichkeit und Durchsetzungsvermögen) als auch solche, die nicht im engeren Einzugsbereich von „Geschlechtseigenschaften" liegen. Die Aussagen haben einen Allgemeinheitsgrad, der seinen Preis fordert: es wird weitgehend abstrahiert von der historisch-spezifischen Ausprägung von Eigenschaften und Eignungen, von ihrer jeweils konkreten gesellschaftlich-kulturellen Einbindung, ihrer Brechungen und Blockierungen, damit auch von Konfliktpotentialen, die die Möglichkeit der Veränderung in sich bergen können.

Durch Kontrastbildung, Selektion und Generalisierung wird auf der *kategorialen* Ebene ein schöner Schein von Vollständigkeit und Widerspruchsfreiheit erzeugt, der Frauen letztendlich doch wieder verschleiert. In diesem Schein von Identität eines Weiblichen, das mit sich selber eins ist, erhält sich ungewollt eine essentialistische Suggestion, welche auch Konzepte der Frauenforschung in verblüffender Kontinutität mit den Weiblichkeitsbildern des 18. und 19. Jahrhunderts verbindet.

Was sie von ihnen unterscheidet, ist vor allem der *sozialwissenschaftliche Begründungszusammenhang*, in dem diese Konstruktionen weiblicher Besonderheit stehen: hier wird historisch, sozialisationstheoretisch und auch gesellschaftstheoretisch argumentiert.

Der Unterschied zwischen dem alten Mythos vom „Geschlechtscharakter" und den aufgeklärteren Sekundärmythen, die an das Konzept vom Sozialcharakter anknüpfen, liegt also weniger in den Antworten auf die Frage: *Wie* Frauen sind und was das spezifisch Weibliche sei als in den Antworten auf die Frage nach dem: *Warum*, *wodurch* und *auf welche Weise* Frauen „so" werden.

An den genannten Ansätzen, die sich ergänzen ließen durch vergleichbare Auffassungen männlicher Autoren (z. B. Habermas 1981; Marcuse 1974; Negt/Kluge 1972) interessiert mich das *Verhältnis* zwischen den positivierten Aussagen, die sie über Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen treffen (die Bestimmung des „Wie"), und der sozialwissenschaftlichen Perspektive des „Warum" und „Auf welche Weise", die nach der Konstitutionsgeschichte dieser Potentiale fragt. Wie erklärt sich die merkwürdige Diskrepanz zwischen den *Kategorien* („weiblicher Gegenstandsbezug", „weibliches Arbeitsvermögen", „weibliche Aneignungswei-

sen" usw.), in denen ein selektiv-identifizierend gedachtes Weibliches vorgestellt wird, und den mit einzelnen Akzentunterschieden durchaus konflikttheoretisch orientierten Gesellschaftsanalysen, auf die sie zurückgreifen, in denen zumindest Klassen- bzw. Schichtunterschiede vorgesehen sind. Warum verschwindet die Differenzierung, was wird aus der Differenz?

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen würde den hier gegebenen Rahmen überschreiten.[2]

Einige der systematischen theoretischen und methodischen Probleme, die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchen, seien jedoch wenigstens benannt.

Frauen gehen unter und tauchen in der Reduktionsform „weiblicher Eigenschaften" wieder auf in einer Art sozialwissenschaftlichem Bermuda-Dreieck aus:

1. historisch undifferenzierten bzw. verengten Auffassungen von geschlechtlicher Arbeitsteilung und Kristallisierung der Vorstellung von „Frauenarbeit" um Kindergebären, Nähren und Versorgen;[3]
2. aus eindimensionalen Theorien zur weiblichen Sozialisation.[4] Geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse erscheinen darin wie ein makelloser Enkulturationsvorgang, an dessen glücklichem Ende kleine Mädchen und Jungen genau zu dem geworden sind, was sie der gesellschaftlichen Idee nach sein sollen;
3. fehlender objektiver Strukturanalyse sowohl des Geschlechterverhältnisses als auch der Formdifferenzen zwischen den verschiedenen sozialen Sphären, in denen Frauen Erfahrungen machen und sozialisiert werden.

Verbreitet ist innerhalb dieses Bermuda-Dreiecks ein einzelwissenschaftlicher (soziologischer) Reduktionismus, der sich trotz des Anspruchs auf Interdisziplinarität durchhält. Er äußert sich u. a. in Analogieschlüssen bzw. ableitungslogischen Folgerungen, die auf die Frage nach den konkreten Vermittlungsebenen zwischen „Verhältnissen und Verhalten" (Ottomeyer 1974) und die eigenwilligen Dynamiken in der Genese von Subjektpotentialen nicht eingehen. Eine Bedingung der Möglichkeit analogisierender Argumentationen liegt darin, daß weder die Widersprüchlichkeit der objektiven Lebensverhältnisse, die Unterschiedlichkeit der sozialen Praxen

von Frauen, noch die subjektiven Verarbeitungsweisen dieser durchaus heterogenen Erfahrungen zureichend bedacht werden.

Betrachtet man die hier charakteristischen Argumentationskonstellationen aus der Vogelperspektive, so läßt sich ein immer wiederkehrendes Muster aus dualistischen Oppositionspaaren erkennen: den polaren Eigenschaftszuschreibungen der Geschlechter korrespondiert sowohl der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit als auch die darauf bezogene Vorstellung der Vergesellschaftung von Frauen und Männern, von sozialen Geschlechtsrollen und die ihnen entsprechende geschlechtliche Arbeitsteilung.

Aus der Immanenz dieses „Verweisungssystems" gewinnen die genannten Konstruktionen des Weiblichen ihre Schlüssigkeit, aber auch ihre Hermetik. Ich vermute, daß ihre vordergründige Plausibilität und die Gewißheitsgefühle, die sie hervorrufen gerade darauf beruhen, daß dieses Raster von Dualen auch der Wissenschaft Orientierungs- und Anknüpfungspunkte bietet für jene „Überschußproduktion" an Binarität im kulturellen „Erkennungsdienst" der Geschlechter, von der Tyrell spricht (Tyrell 1986, S. 463). Die Realität ist darüber hinaus. Eine Wissenschaft aber, die (sozialstrukturell ausweisbare) Diversität in der Wirklichkeit entweder nicht zur Kenntnis nimmt oder sie in ihren Kategorien nicht mehr zu erkennen gibt, wird — entgegen ihrem eigenen Anspruch — zur Legitimationswissenschaft.

Mir ist dabei bewußt, daß die Entstehung und Entfaltung einer Tradition wie der Frauenforschung, die einen vernachlässigten und verdunkelten Gegenstandsbereich wie das Geschlechterverhältnis neu und auf andere Weise erschließen will, sehr ungleichzeitige und arbeitsteilige Lern- und Abarbeitungsprozesse impliziert. Auch die kritische Zwischenbilanz gehört als Form der Selbstreflexion in einen solchen Prozeß hinein, an dem sie sich selber lernend abarbeitet und den sie vorantreiben will. Bewußt ist mir ebenso die politische Bedeutung, welche die Positivierung weiblicher Potentiale im Zusammenhang der Frauenbewegung hatte und hat, ohne die die Geschichte der feministischen Wissenschaft nicht verstanden werden kann.[5]

Vor diesem Hintergrund wage ich eine generalisierende Einschätzung zum gegenwärtigen Stand der Theoriebildung in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung:

Die „Entdeckung" und Neubewertung von Hausarbeit als gesellschaftlich notwendiger Tätigkeit in den Anfangstagen der Frauenforschung in der Bundesrepublik und die Konzentration auf die Untersuchung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und ihrer sozioökonomischen Folgen für Frauen waren sicherlich wichtige Schritte in ihrer Entwicklungsgeschichte. Von heute aus gesehen wird jedoch auch ihre zwiespältige Funktion deutlicher erkennbar: sie banden die Aufmerksamkeit ein Stück weit innerhalb jenes oben bezeichneten Horizonts von Oppositionen, in dem auch die genannten Konstruktionen von Weiblichkeit zu Hause sind. Es ist nicht oder erst ansatzweise gelungen, die zum Teil zeitgleich entstandenen Untersuchungen über Gewalt im Geschlechterverhältnis, die Vergesellschaftung der Gebärfähigkeit und der Körperlichkeit von Frauen, ihre symbolische und ideologische Vergesellschaftung und Forschungsergebnisse über die strukturelle Positionierung von Frauen in den unterschiedlichen sozialen Bereichen zu integrieren in einer „Theorie der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses und der Mechanismen seiner Reproduktion", wie es Regina Becker-Schmidt genannt hat. Sie verweist damit auf ein Forschungsprogramm.

In der feministischen Diskussion zur Wissenschaftskritik steht darüber hinaus die „Form" von Theorie selber zur Debatte. Trotz vieler auch für mich in dieser Hinsicht offener Fragen halte ich an der Wichtigkeit kategorialer Anstrengungen fest. Ihre Fruchtbarkeit allerdings hätte sich an der „Empirie der wirklichen Verhältnisse" (Negt) zu erweisen.

Aspekte widersprüchlicher Vergesellschaftung

Die empirische Frauenforschung der vergangenen Jahre hat den begrenzten Erkenntniswert von theoretischen Konstrukten deutlich gemacht, die im engen Feld stereotyper Vereigenschaftlichung der Potentiale von Frauen verbleiben. Es zeigte sich zum einen, daß der in solchen Theoremen angelegte Blick über die Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen die Wahrnehmung von Verschiedenheit unter Frauen erschwert, die von der Empirie her sichtbar werden.[6]

Es zeigte sich zum anderen, daß die ihnen innewohnenden Vorstellungen von Weiblichkeit mehr aussagen über den gesellschaftlichen *Zugriff* auf Frauen und ihr Arbeitsvermögen, über die legitimatorische Funktion, die sie vor allem für Männer im Kontext eines hierarchischen Geschlechtersystems und der Konkurrenz um Positionen haben, als über das wirkliche Verhalten von Frauen, ihre tatsächlichen Fähigkeiten und Eignungen.[7]

Zwar haben Bilder von Weiblichkeit und die mit ihnen assoziierten Eigenschaften zweifellos auch einen Stellenwert im Selbstverständnis vieler, vielleicht der meisten Frauen. Ihnen ist aber auch bewußt, daß sie darin nicht aufgehen, und sie erfahren überdies, was ihnen als „weiblich" gilt, nicht ausschließlich positiv, sondern durchaus als konflikthaft, ambivalent und zuweilen nachteilig. Diese Diskrepanzen gilt es ernstzunehmen.

Im folgenden will ich versuchen, solche Einsichten in eine Skizze zur doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen aufzunehmen. Ich greife dabei zurück auf Diskussionen, Erfahrungen und empirische Befunde in einem Forschungszusammenhang am Psychologischen Institut der Universität Hannover, in dem es um die Lebensgeschichten und die Lebenssituationen von Arbeiterinnen und um Probleme geschlechts- und klassenspezifischer Sozialisation im Vergleich zweier Generationen ging. Insbesondere rekurriere ich auf die theoretischen Arbeiten zur doppelten Vergesellschaftung und doppelten Sozialisation, die Regina Becker-Schmidt in diesem Kontext verfaßte.[8] Ich werde sie zu bündeln versuchen und dabei einige Argumentationslinien vor allem in Bezug auf die Widersprüchlichkeit weiblicher Vergesellschaftung weiter ausziehen.

Den obengenannten Konzepten ist — wie deutlich geworden sein sollte — eines gemeinsam: sie fassen „Geschlecht" primär als Merkmalskategorie, die — auf der Achse Feminität/Maskulinität den Frauen und Männern jeweils spezifische polare Eigenschaften zuschreibt. Wenn wir dagegen vom Geschlechterverhältnis als sozialem Strukturzusammenhang ausgehen, wird schnell erkennbar, daß „Geschlecht" mehr und anderes ist als ein soziales Konstrukt im Sinne der Rollentheorie, als ein normativ-kulturelles Phänomen oder Summe typischer Eigenschaften.

Besonders drastisch zeigt sich das in einer Perspektive, die das

positionelle Gefälle im Geschlechterverhältnis hervorhebt: „Frauen erfahren ihre Diskriminierung qua Geschlechtszugehörigkeit in klassen- und ethniespezifischen Ausprägungen — aber die *Kumulation* von Benachteiligungen in allen sozialen Sphären und Erfahrungsbereichen (Sexualität, Arbeit, Kultur, Politik, Systeme sozialer Sicherheit usw.) ist in der Männer privilegierenden Geschlechterhierarchie angelegt" (Becker-Schmidt 1988, S.46).

Soziale Realität ist also geschlechtlich differenziert und in dieser Differenzierung zugleich auch hierarchisiert. Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmt über die unterschiedliche Zuordnung und Bewertung von Erfahrungsorten und Praxisfeldern, deren Grenzen nur zum Teil durchlässig sind.

Für Frauen beinhaltet diese Konstellation des Geschlechterverhältnisses: Ausgrenzung aus bestimmten Bereichen und Abordnung in andere, damit eine spezifische Ausprägung von *Aneignungschancen*; und eine soziale Positionierung, die durchgängig mit eingeschränkten *Anerkennungschancen* einhergeht. Auch in der ungleichen Verteilung von Aneignungs- und Anerkennungschancen, deren Kehrseite Erfahrungen von Enteignung und Entwertung sind, drückt sich das Geschlechterverhältnis als ein Hierarchisches aus (vgl. Becker-Schmidt 1982).

Bezogen auf den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang läßt sich ein Widerspruch ausmachen, der die Vergesellschaftung von Frauen spezifisch betrifft: Unter gegebenen Verhältnissen vollzieht sich ihre *Integration* in die Gesellschaft durch *Segregation* und *Deklassierung qua Geschlecht*.[9] Dies gilt für Frauen generell. Es treibt den Stachel des Widerspruchs auch in die gesellschaftliche Konstitution und Geltung von „Weiblichkeit".

Vom status quo aus gesehen zeigt sich ein mehrschichtiges Bild: Frausein impliziert zum einen weitgehenden und noch relativ stabilen Ausschluß aus Sphären gesellschaftlicher Macht (Politik, Ökonomie, Wissensproduktion). Die soziale Segregation ist längs dieser Machtachse besonders stark ausgeprägt. Unterhalb dieser Ebene gesellschaftlicher Männerherrschaft, die zugleich Klassenherrschaft ist, finden sich Frauen — genauer: ihre Arbeitskraft — in der Form einer doppelten Vergesellschaftung.[10] Darin unterscheiden sie sich strukturell klassenübergreifend von Männern, die erst die Verhältnisse der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu Hause

revolutionieren müßten, um in dieser Dimension gleichgestellt zu sein.

Das Theorem von der doppelten Vergesellschaftung bezieht sich darauf, daß Frauen heute in der Regel zumindest phasenweise in zwei Praxisbereichen tätig sind: dem privaten Arbeitsbereich und der Erwerbssphäre. Diese doppelte Vergesellschaftung von Frauen gilt auch in historischer Perspektive, wäre dann allerdings zur Seite der jeweils dominanten Vergesellschaftungsform, klassenspezifisch und nach den jeweiligen Verhältnissen von Öffentlichem und Privatem näher zu bestimmen. Von einem können wir jedoch ausgehen: Es waren immer nur sehr kleine Gruppen von Frauen, die es sich leisten konnten oder die gezwungen waren, sich durchgängig auf das familiale und häusliche Praxisfeld zu beschränken (Müller, Willms, Handl 1983; Willms-Herget 1985). Die Akzentuierung der weiblichen Eigenschaften des Arbeitsvermögens oder Gegenstandsbezugs von Frauen suggeriert jedoch, daß das gesamte weibliche Geschlecht nur von einer Seite der doppelten Vergesellschaftung berührt und auf sie hin sozialisiert sei. Damit sind derartige Konstruktionen von einem bürgerlichen und ethnozentrischen Bias durchzogen, in dem sich die ahistorische und patriarchale Sicht auf Frauen, ihre Fähigkeiten und Praxen noch einmal unter anderem Vorzeichen bestätigt: Sie verdecken durch „Entnennung" (Barthes 1964) und sind damit wider bessere „parteiliche" Absicht in anderer Weise Partei.[11]

Das Theorem von der „doppelten Vergesellschaftung" von Frauen hat Konsequenzen für die Auffassung von „geschlechtsspezifischer Sozialisation": sie kann nicht mehr in der Engführung gedacht werden als Sozialisation von Weiblichkeit/Mütterlichkeit und den damit verbundenen Orientierungen und Spezialisierungen, sondern muß die Sozialisation von Berufsorientierungen, Arbeits- und Arbeitszeitnormen und die Aneignung entsprechender historisch-bestimmter Grundqualifikationen von Arbeitskraft einbeziehen.[12] Die doppelte Sozialisation beinhaltet überdies mehr als daß Frauen grundsätzlich „befähigt" würden, auch außerhalb oder neben der Familie eine „Rolle" zu übernehmen; sie impliziert, daß der Bezug auf außerfamiliale Tätigkeit und Praxisfelder in ihrer *Bedürfnisstruktur* verankert, zum eigenständigen *Motiv* wird. Die Zerreißproben, denen Frauen ausgesetzt sind bei dem

Versuch, beides unter gegebenen Bedingungen zu *leben* und die Kosten, die sie dabei tragen, deuten auf die *objektive* Unvereinbarkeit dieser Bedürfnisse mit den historisch entwickelten Strukturen von Arbeit und Arbeitsteilung in der Erwerbsphäre und im Privaten. Daß sie es immer wieder — und zwar nicht allein aus ökonomischen Gründen — versuchen, verweist auf die starke Verankerung von nicht-familiaristischen Motiven in den Subjekten.

Wenn die Rede von einer geschlechtsspezifischen Vergesellschaftung und einer entsprechenden Sozialisation unter gegebenen Bedingungen überhaupt einen historisch-konkreten „Sinn" ergeben soll, so ginge es darum, diese Zusammenhänge genauer auszuleuchten. Das hieße zunächst: die Spezifik struktureller Konfliktkonstellationen zu fassen, in denen Frauen und Männer leben, und sie zur Seite der Erfahrung hin zu öffnen. Dazu gehörte unter anderem eine Analyse des objektiven Interdependenzverhältnisses zwischen der Erwerbssphäre und der sogenannten „Privatsphäre", wie wir sie im obengenannten Forschungszusammenhang zu entwickeln versuchten. Ihre Formbestimmtheit, gesellschaftliche Funktionen und die Strukturen, die sich in ihnen historisch herausgebildet haben, bilden zwar nicht die einzigen, aber dennoch wichtige „Rahmenbedingungen", in denen Menschen Erfahrungen machen und (auf die hin sie) sozialisiert werden.

Ich will das hier nur exemplarisch und knapp am Beispiel der Organisation des Geschlechterverhältnisses in dem bei uns noch vorherrschenden Familientypus der Kleinfamilie verdeutlichen, die in der Literatur nahezu durchgängig als Stammplatz weiblicher Sozialisation gehandelt wird, ohne auf die ihm eigenen Zwiespältigkeiten einzugehen und danach zu fragen, was diese für Frauen, ihre Töchter und deren „geschlechtsspezifische Sozialisation" bedeuten.[13]

Im Rahmen ihrer privaten Organisationsform werden in der Familie grundlegende gesellschaftliche Funktionen erfüllt wie die der Prokreation, Sozialisation und Regeneration von Menschen und ihres Arbeitsvermögens sowie der Bearbeitung und Konsumtion von Lebensmitteln im weitesten Sinne. Im Zuge ihrer historischen Entwicklung haben sich innerhalb dieser Institution Strukturen herauskristallisiert, umgeformt und ihre heute vorfindliche Gestalt angenommen: Kompetenz- und Autoritätsstrukturen, Kommunikations- und Interaktionsstrukturen sowie eine alters- und geschlechtsspezifisch ausgeprägte Struktur der Arbeitsteilung. Schauen wir in diesem Kontext nach der gegenwärtigen Positionierung der Geschlechter, so zeigen sich Ungleichzeitigkeiten bzw. Friktionen innerhalb und zwischen den einzelnen

Strukturebenen. Widersprüchlich ist zum Beispiel in der Regel das Verhältnis von Arbeitsteilungs- und Kompetenzstruktur zur überkommenen patriarchalen Autoritätsstruktur: einerseits sind Frauen — ob sie berufstätig sind oder nicht — nach wie vor zuständig und kompetent für den häuslichen Arbeitsbereich, die Betreuung und Erziehung von Kindern, andererseits sollen sie sich männlicher Autorität unterordnen. Und immanent erfahren sie auf der Ebene der häuslichen Arbeitsteilung den Widerspruch, eine gesellschaftlich notwendige Arbeit zu tun, die gleichwohl weniger zählt als die Erwerbsarbeit. Quer zu dieser Konfliktlinie zwischen gesellschaftlich anerkannter, bezahlter und gesellschaftlich nicht anerkannter, unentgoltener Arbeit, sie partiell überlagernd, liegt eine weitere: die symbolische Wertehierarchie von Tätigkeiten. In ihr überkreuzen sich bürgerlich-kapitalistische Wertungen (z. B. von Kopf- und Handarbeit) mit patriarchalen.[14]

Die genannten Strukturmomente haben sich — mit klassen- bzw. schichtspezifischen Variationen — ausgeprägt im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung der Intimisierung persönlicher Beziehungen unter den Familienangehörigen. Es entstand ein dichtes und brisantes Geflecht von Abhängigkeit und Anhänglichkeit, Emotionen und Interessen, paternalistischer Dominanz, Bevormundung, nicht-egalitärer Interaktion und spezialisierter Arbeitsteilung, zugleich aber auch partnerschaftlicher Verhältnisse mit der Möglichkeit liebevoller Momente und geteilter Verantwortung.

Schon diese grobrastrige Beschreibung von Widersprüchen und Reibungspunkten innerhalb jenes Bereichs, der als Domäne des „Weiblichen" gilt, läßt ahnen, daß damit für Männer und Frauen spezifische und unterschiedliche Momente von Attraktion und Repulsion in Bezug auf die Privatsphäre gesetzt sind. Ihre Dynamik läßt sich jedoch erst entschlüsseln, wenn sie im Zusammenhang mit der Erwerbssphäre gesehen wird. Auch hier gilt — wie wir anhand der Erfahrungen von Akkordarbeiterinnen ausführlich dokumentiert haben — die Gleichzeitigkeit von bindenden und abstoßenden Dimensionen, die objektiv verankert sind im quasi öffentlichen Charakter privateigentümlich (oder staatlich) organisierter Erwerbsarbeit, in ihren Arbeitsteilungs- und Anweisungsstrukturen und der differenziert-hierarchischen Verortung der Geschlechter in ihrem Zusammenhang.

Fassen wir die in diesem Kontext zentralen Aspekte widersprüchlicher Vergesellschaftung von Frauen kategorial zusammen:
Generell galt, daß die *Integration* von Frauen in die Gesellschaft sich vollzieht durch *Segregation* und *Deklassierung qua Geschlecht.*

In der Dimension der zweifachen Einbindung der Arbeit von Frauen konkretisiert sich dies in einem weiteren Widerspruch: jede

der beiden Sphären setzt ihre Maßstäbe und Anforderungen unter Absehung von dem jeweils anderen Arbeitsbereich.[15] Jede Sphäre nimmt die ganze Arbeitskraft „für sich" und schottet sich ab gegen die andere, auf die sie doch angewiesen ist. Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen geht also in der Regel einher mit ihrer faktischen Ausblendung auf der Ebene familialer und betrieblicher *Anforderungsstrukturen.* Objektive Bedingungen der Möglichkeit dieses Nichtzurkenntnisnehmens liegen in der Trennung von Erwerbs- und Privatsphäre sowie im Fortbestehen der scheinbar naturwüchsigen Arbeitsteilung im Privaten.

An anderer Stelle bin ich näher auf Konfliktkonstellationen eingegangen, die sich aus den ungleichzeitigen gesellschaftlichen Bestimmungen ergeben, denen das Arbeitsvermögen von Frauen unterliegt:

— den ungleichzeitigen gesellschaftlich-ökonomischen Formbestimmungen als *Arbeitskraft* und als *Ware Arbeitskraft* sowie
— den ungleichzeitigen Herrschaftsbestimmungen von Patriarchalismus und Kapitalismus.[16]

Im Kontext unserer Skizze weiblicher Vergesellschaftung mag es genügen ein dort ausführlicher begründetes Problem zumindest zu benennen: die kontrastierenden *inhaltlichen* Bezugnahmen auf das Arbeitsvermögen von Frauen in beiden Praxisfeldern. Es ist ein Spezifikum der Arbeit in der Privatsphäre, daß sie — strukturell — noch nicht aufgehört hat, „nur in besonderer Form gedacht werden zu können" (Marx, o.J., S. 25). Während das Arbeitsvermögen von Frauen hier beansprucht wird innerhalb der als geschlechtsspezifisch geltenden Form, ist es im Rahmen der Anforderungen in der Erwerbssphäre nicht in gleicher Weise inhaltlich durch Merkmale der geschlechtlichen Arbeitsteilung festgelegt. Diese Unterscheidung wird wichtig, wenn es um die Frage von Aneignungs- sowie Enteignungsprozessen und deren subjektiver Wahrnehmung geht.

Differenzieren wir jedoch innerhalb der Rede von der „besonderen Form" nach *inhaltlichen* und *positionellen* Aspekten, so zeigt sich ein doppeltes: während in der Dimension arbeitsinhaltlicher Beanspruchung gravierende Unterschiede bestehen zwischen den jeweiligen Tätigkeiten zu Hause und an den Erwerbsarbeitsplätzen, so hält sich in der positionellen Dimension der niedrige Status

weiblicher Arbeit in beiden Bereichen tendenziell durch. Was variiert, sind lediglich die Momente, die den Minderwert im jeweiligen Kontext begründen und „legitimieren".

In der Erwerbssphäre zeigt sich dabei eine spezifisch widersprüchliche Konstellierung: in der Hierarchie von Tätigkeiten finden sich Frauen in Relation zu Männern durchgängig in unteren Positionen, andererseits ist ihre Leistung hier gesellschaftlich anerkannt über den Lohn. Sie sind also gleich- und ungleichgestellt in einem. Dieser Widerspruch erschließt sich allerdings nicht unmittelbar. Zu den Mechanismen, welche die Diskriminierung verdecken, gehören sowohl ideologisierende Definitionen weiblicher Arbeitskraft als auch die Mikrostruktur betrieblicher Arbeitsteilung selber: die Differenzierung von Tätigkeiten in „Männerarbeitsplätze" und „Frauenarbeitsplätze" liegt wie ein legitimatorischer Schleier von Objektivität über der Hierarchisierung der Geschlechter, die sich darin zugleich auch offenbart. Der innere Zusammenhang solcher Verstellungen ist gut abgesichert: Zum einen wird durch „Vergeschlechtlichung" der Differenzierung das *sexistisch-patriarchale* Moment in der betrieblichen Rangordnung verdeckt; darüberhinaus gibt die *kapitalistisch-industrielle* Ausprägung der Arbeitsteilung ein dichotomes Deutungsschema vor (Anordnende — Ausführende, Kopfarbeit — Handarbeit), das den Klassenaspekt in den Vordergrund rückt und ebenfalls den Blick auf die Geschlechterhierarchie versperrt.

Welche Sozialisationspotentiale die auseinanderweisenden Inanspruchnahmen und zählebigen Hierarchien bergen, wie sie erfahren und verarbeitet werden, zum Beispiel in Bezug auf soziale Identität und „Weiblichkeit", kann aus den Merkmalen dieser Anforderungen und der Rangordnung, in die sie eingebettet sind, zwar nicht abgeleitet werden. Im Hinblick auf die gängigen Vorstellungen vom weiblichen Arbeitsvermögen und die Dimension ideologischer Vergesellschaftung läßt sich jedoch feststellen, daß Weiblichkeitsklischees in diesem Kontext sehr unterschiedlicher Erfahrungen von Arbeit, Anerkennung und Deklassierung ständig sowohl bestätigt als auch durchkreuzt werden.

Untersuchen wir betriebliche Definitionen der weiblichen Ware Arbeitskraft, so zeigt sich, daß auch in der Sphäre, in der vorgeblich ökonomische Rationalität herrscht, patriarchale Deutungen von Frauenarbeit, sexistische Ressentiments und wirtschaftliches Kalkül trübe Legierungen eingehen. Hier werden „weibliche" Arbeitseigenschaften je nach Opportunität als „besondere" oder „bornierte" angesprochen, abgewiesen oder instrumentalisiert. Die Doppelbödigkeit solcher „Ansprachen", die ideologische Flexibilität ökonomischer Interessen und die ökonomische Funktionalität ungleichzeitiger patriarchaler Deutungsmuster, gälte es weitaus näher zu untersuchen, als das bisher geschehen ist.

Ein Fixpunkt scheint sich jedoch in den Definitionen der weiblichen Ware Arbeitskraft durchzuhalten, der sie nach den Maßstäben der Erwerbssphäre per se entwertet: die Ware von Frauen ist in einem spezifischen Sinne nicht

frei, sie gilt als grundsätzlich überschattet von ihrem Gebärvermögen. In der betrieblichen Arbeitskraftdefinition sind Frauen im gebärfähigen Alter deshalb ein Unsicherheitsfaktor: „Arbeitskräfte mit Uterus".[17] Ihr *Körper* macht sie — in dieser Perspektive — unwägbar und unberechenbar, nicht die Umstände. Dieser Zusammenhang geht zu ihren Lasten: sei es, daß der Gebärfähigkeit von Frauen in Form von Schutzbestimmungen Rechnung getragen wird, die als Kostenfaktoren zugleich Makel sind; sei es in Fragen des beruflichen Aufstiegs, Vergabe von Positionen und betrieblichen Investitionen in Weiterbildung, wo die Möglichkeit einer Schwangerschaft ebenfalls negativ zu Buche schlägt. In dieser Art der Definition der Ware Arbeitskraft von Frauen ist unter der Decke wirtschaftlichen Pragmatismus ein Abwertungsmechanismus am Werk, in dem eine *soziale* Definition von Reproduktion und Elternschaft sich als biologische rationalisiert und immunisiert. Im ökonomischen Kalkül des Betriebes wird hierin -wenn auch auf verquere Weise-die Existenz der „anderen" Sphäre zur Kenntnis genommen, die Frauen allein verkörpern.

Für empirische Untersuchungen wäre die hier angerissene Geschlechtsspezifik von Konfliktkonstellationen, die sich aus der doppelten Vergesellschaftung von Frauen ergeben, weiter zu präzisieren und zu beziehen auf übergreifende Prozesse gesellschaftlicher Reproduktion.

Im Blick auf aktuelle Problemlagen lassen sich in unserem Zusammenhang beispielsweise folgende Spannungsfelder ausmachen:

— Diskrepanzen zwischen gestiegenen Berufsaspirationen von Frauen einserseits, sinkenden Chancen auf qualifizierte Beschäftigung andererseits;
— Desillusionierung auf dem Arbeitsmarkt und im Erwerbsleben einerseits und Labilisierung der traditionellen Form der „Ernährer-Familie" andererseits;
— das Nebeneinander von offenen, nicht über „Weiblichkeit" definierten Selbstkonzepten einerseits und geschlechtsstereotypen Erwartungen von Vorgesetzten und Kollegen andererseits; aber auch: Unvereinbarkeiten zwischen traditionell weiblichen Elementen des Selbstverständnisses einerseits und Verhaltenserwartungen andererseits, denen Frauen beim Versuch begegnen in Männerdomänen vorzudringen.

Die Doppelorientierung von Frauen auf Familie bzw. Partnerschaft/Kinder und Beruf, ihre doppelte Sozialisation in Bezug auf beide Praxisfelder ist vielleicht gerade das, was sie unter gegebenen Bedingungen als „flexibilisierbare" Ressource für den Arbeits-

markt so funktional macht; es ist aber zugleich auch etwas, was sie in Konflikt mit den Verhältnissen bringt: die Beharrlichkeit beider Orientierungen läßt sich nicht ohne weiteres in ein friktionsloses „Nacheinander" übersetzen, „Lösungen" sind meist Notlösungen mit Kompromißcharakter, deren Folgen Frauen auszutragen haben. Sozialstrukturelle Konsequenzen dieser Konstellation zeigen sich sowohl in der Fortschreibung ökonomischer Angewiesenheit auf ein Zusatzeinkommen (verblümt in der ideologischen Gestalt eines notwendigen „Ernährers"), sie werden offenkundig in der durchgängigen Schlechterstellung im staatlichen System sozialer Sicherheit (Arbeitslosengeld, Rente) und kumulieren gesellschaftlich im Phänomen der Feminisierung der Armut (vgl. Gerhard/ Schwarzer/ Slupik 1988).

Doppelorientierung und weibliche Sozialisation

Wir sind von „Geschlecht" als sozialer Strukturkategorie ausgegangen und haben in einer (noch unvollständigen)[18] Skizze Dimensionen der zweifachen und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen nachgezeichnet. Es sollte deutlich geworden sein, daß diese Zugangsweise Konsequenzen hat für die Auffassung von der Sozialisation von „Weiblichkeit" oder für die Konstruktion eines „weiblichen Sozialcharakters". Eine ungebrochene und ausschließliche Aneignung dessen, was als „weiblich" gilt oder mit ihm assoziiert ist, könnte danach nur noch unter den Prämissen behauptet werden:

— daß Frauen sozialisierende Erfahrungen nur im familiären Kreis und in persönlichen Beziehungen machen;
— daß die bezeichneten Widersprüche entweder nicht wahrgenommen und erfahren bzw. daß sie subjektiv verarbeitet werden, indem sie verdrängt würden;
— oder daß es schließlich verallgemeinerbar bei Frauen Prioritätensetzungen für den familialen Lebensbereich gäbe, die die Bedeutung außerfamilialer Tätigkeit grundsätzlich relativieren. Dagegen sprechen fast durchgängig die empirischen Befunde.

Die „doppelte Sozialisation" von Frauen konnte ich in der bisherigen Argumentation insofern implizit *unterstellen*, als die faktisch vorfindliche Einbindung von Frauen in Erwerbsarbeit und private Praxis überhaupt nicht denkbar wäre, wenn es nicht entsprechende Subjektpotentiale und -orientierungen gäbe.
Dennoch ließe sich einwenden, daß doppelte Vergesellschaftung und doppelte Sozialisation eher parallelisierend oder aus der Perspektive der Erfahrungen erwachsener Frauen diskutiert wurden. Die Berührung und Konfrontation mit den verschiedenen gesellschaftlichen Praxisfeldern und den darauf bezogenen symbolischen Repräsentationen des Geschlechterverhältnisses variiert jedoch im biographischen Verlauf von der frühkindlichen Sozialisation, über Sozialisation in Kindergarten, allgemeinbildendem Schulsystem, im System beruflicher Bildung, im weitergefaßten „ökologischen Milieu" bis hin zu den sozialisierenden Erfahrungen, die Frauen als Erwachsene machen. Auch die Konfliktlinien, die in der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses objektiv angelegt sind, vermitteln sich zu den Subjekten in unterschiedlicher Direktheit, Vehemenz und in phasenspezifisch typischen Konstellationen und Erfahrungsräumen.

Wechseln wir deshalb im folgenden den Blickwinkel: wurde schon durch die Betonung der objektiv-widersprüchlichen Vergesellschaftung die Hermetik der zur Debatte stehenden Konstruktionen deutlich, so fällt darauf aus der Perspektive der Subjektkonstitution noch klareres Licht.

Konstitution von Subjektivität als gleichzeitiger Prozeß von Individuation und Vergesellschaftung[19] meint nicht einfach die Geschichte der kontinuierlichen und kumulativen Aneignung und „Ablagerung" biographischer Erfahrungen. Sie bezeichnet vielmehr ein von Diskontinuitäten, Verunsicherungen, Bestätigungen, Lernimpulsen und Neuorientierungen durchzogenes Geschehen in der Konfrontation des Subjekts mit der Außenwelt sowie inneren Prozessen der psychischen Ausdifferenzierung und Umstrukturierung, die in die Wahrnehmung äußerer Realität eingehen.

Regina Becker-Schmidt hat den grundsätzlichen Doppelcharakter subjektiver Konstitutionsprozesse hervorgehoben, der erst die Dynamik der Vermittlungsverhältnisse, die Bezogenheit und Inkongruenz zwischen psychischer und objektiver Realität zu den-

ken erlaubt: „In der Differenzierung seines Inneren, in der Strukturierung seiner psychischen Regulative und Systeme ist das Subjekt Ausdruck seiner Trieb- und Erkenntnisschicksale. In dieser intrapsychischen Dynamik ist es aktiv und passiv, Opfer und Täter. Es ist abhängig von den Triebobjekten und den Erkenntnischancen, die die Umwelt bereithält. Es nimmt aber ebenso Objektwahlen und Besetzungen nach eigenen Bedürfnissen vor. Die Phantasietätigkeit, die Fähigkeit zur Imagination, unterläuft die Grenzsetzung von Erlaubtem und Verbotenem und bringt — gegenüber der objektiven Realität — eine psychische ins Spiel. (...) Das Subjekt ist das Ensemble seiner Introjekte und Identifikationen: Ich bin eine Reihe Anderer, die ich von außen nach Innen genommen habe. Die anderen waren weibliche und männliche Liebes- und Haßobjekte. Wie könnte ich also in der Polarisierung aktiv/passiv, männlich/weiblich aufgehen?" (Becker-Schmidt 1987, S.17)

Subjektivität bildet sich jedoch nicht allein in personalen Beziehungen heraus, in denen gesellschaftliche Wertungen und Deutungen immer mitrepräsentiert sind, die zusammen mit der Internalisierung von *Beziehungsmodi* verinnerlicht werden. Sie entwickelt sich darüberhinaus an *gegenständlichen* Aneignungserfahrungen: „Die Realitätserprobungen, die sich an Dingen, sachlichen Gegebenheiten, verschiedenen Praxisfeldern entzünden, hinterlassen ebenfalls ihre Spuren."(Becker-Schmidt 1987, S. 18) Auch die gegenständlichen Aneignungserfahrungen sind dabei nicht unabhängig zu denken von den sozialen Kontexten, in denen sie stehen. Insofern ist das Subjekt ein Ensemble aus personalen Identifizierungen und Introjekten sowie außerpersonalen Aneignungserfahrungen, die beide eingebunden sind in historisch-bestimmte Verhältnisse.

Für beide Dimensionen der Subjektkonstitution von Frauen ist es eher unwahrscheinlich, daß sie geradlinig im Sinne geschlechtsdifferentieller Selektion, Verstärkung und Kumulation wirken. Bei einer solchen Annahme würden sowohl „unorthodoxe" Identifikationen unterschlagen, die zumal im Zusammenhang mit der Loslösung aus der engen Mutter-Kind-Dyade in der frühkindlichen Sozialisation geradezu eine entwicklungspsychologische Notwendigkeit darstellen, als auch die grundsätzlich triadische Struktur von Internalisierungsprozessen im Rahmen gegenwärtig noch

dominierender Ehe- und Familienformen unterschätzt. Übersehen würden darüberhinaus sowohl die Grenzverwischungen in der praktischen Aneignung der gegenständlichen Welt im Spiel und in der Phantasie, ihre schicht- und zeitspezifischen Ausprägungen, als auch das aktive Moment der subjektiven „Wahlen" im Sozialisationsprozeß.

Angesichts der Geschlechtertrennung und der hierarchischen Ordnung im Geschlechterverhältnis, die sich stets auch in der unterschiedlichen Wertung von Frauen und Männern und ihrer „Angelegenheiten" ausdrückt, ist nicht einzusehen, daß Mädchen sich nicht angezogen fühlen sollen von dem, was Großväter, Väter, Brüder und andere männliche Bezugspersonen tun und darstellen. In dieser Hinsicht wäre das „Erbe der Väter" in der Sozialisation von Mädchen erst noch eingehender zu erforschen.[20] Im „Erbe der Väter" scheint prinzipiell beides angelegt: sie können Vorbild sein und Grenzüberschreitungen motivieren, sie sind aber auch Spiegel der Differenz, in denen Töchter sich als das „andere" erkennen und bestätigt sehen in der Asymmetrie, die eine Abbildung am anderen Geschlecht mit sich bringt (de Beauvoir 1978, S.100 ff; Woolf 1981, S.43; Zurmühl 1984, S.21).

Aber auch Analysen zum „Erbe der Mütter" (Chodorow 1985) zeigen, daß dieses nicht in einer gleichsam naturwüchsigen Übernahme des weiblichen „Rollenvorbilds" aufgeht, sondern durchaus mehrschichtig und mit erheblichen „Erbauseinandersetzungen" verbunden ist. In der psychologischen Literatur und in empirischen Untersuchungen wird der ausgeprägt ambivalente Charakter von Mutter-Tochter-Beziehungen immer wieder hervorgehoben. Die starke mütterliche Präsenz in der Familie, findet anscheinend ihren spezifischen psychischen Niederschlag in einem verwirrenden Beieinander von Identifikationen und Abgrenzungen.

Damit sind Grundprobleme im Prozeß weiblicher Subjektkonstitution und Identitätsbildung berührt, die sich im biographischen Verlauf in unterschiedlichen Situationen immer wieder aktualisieren: weiblich zu sein, es sein zu wollen und „weiblich" werden zu sollen unter Verhältnissen, die die ungebrochene Aneignung des eigenen Geschlechts und insbesondere der ihm traditionell zugeschriebenen Rolle unmöglich machen.

Diese perspektivische Skizze mag für unseren Zusammenhang genügen; es ist hier nicht der Raum, auf die angeklungenen Probleme in der doppelten Sozialisation von Mädchen näher einzugehen. Ich verweise — als ein empirisches Beispiel und eigenen Forschungshintergrund — auf die Befunde aus dem hannoverschen „Arbeiterinnenprojekt".[21] Sie belegen nachdrücklich die Fragwürdigkeit generalisierenden Aussagen über das weibliche Arbeitsvermögen qua Geschlechts*eigenschaften*, sie zeigen sowohl den durchgängig triadischen Charakter von Identifikationen als auch deren Variationsbreite im Hinblick auf berufliche und familiale Orientierungen; sie dokumentieren im Fokus eines intergenerativen Vergleichs darüberhinaus die Notwendigkeit der historisch genauen Analyse von Lebensverhältnissen — bevor über die Möglichkeit von verallgemeinerbaren Aussagen über *frauenspezifische Erfahrungen* neu nachgedacht werden kann.

Spezifika weiblichen Arbeitsvermögens: Komplexität, Doppelorientierung und Ambiguitätserfahrung

Bis hierher habe ich in der Beschreibung einiger „Motive" der Vergesellschaftung und doppelten Sozialisation von Frauen die Dimension „Arbeit" hervorgehoben; dies auch vor dem Hintergrund des Anliegens, den Blick auf das weibliche Arbeitsvermögen aus seiner Einengung auf „Kontrasttugenden" zu befreien. Doch ist auch dieser erweiterte Blick auf das Arbeitsvermögen noch zu eng, wie die eingangs umrissene Skizze von den verschiedenen Dimensionen widersprüchlicher Vergesellschaftung deutlich gemacht haben dürfte. Eine Konkretisierung von geschlechtsspezifischen Erfahrungs- und Konfliktkonstellationen in der oben angedeuteten Richtung würde wahrscheinlich auf ein erhebliches Potential an Ungleichzeitigkeiten zwischen den verschiedenen Dimensionen der Vergesellschaftung stoßen. Bezogen auf den hier interessierenden Kontext vermute ich z. B. Ungleichzeitigkeiten zwischen den Dimensionen der Vergesellschaftung von Körperlichkeit, u. a. in Form von Sexualität und Generativität, und der Vergesellschaftung von Frauen in den Dimensionen ihres Arbeitsvermögens

im engeren Sinne. Die jeweiligen Konstellationen verschieben sich allerdings je nach der Perspektive, aus der sie betrachtet werden. Hatten wir oben am Beispiel der betrieblichen Arbeitskraftdefinition eine spezifisch interessierte Form der Zusammenschau von Gebärvermögen und Arbeitskraft analysiert, so stellt sich aus der Subjektperspektive ein anderer Zusammenhang zwischen ihnen her.

Zwar sind heute sowohl Berufstätigkeit als auch der Wunsch nach Kindern, bzw. einer „Familie" zentrale Orientierungspunkte der sozialen Identität von Frauen geworden. Dennoch wird eine Ergründung der Entwicklungs- und Aneignungsgeschichte beider „Motivbündel" zum Teil unterschiedlichen Spuren folgen müssen. Die Konstituierung des komplexen Arbeitsvermögen (in Bezug auf allgemeine soziale Grundqualifikationen, auf Hausarbeit und außerhäusliche Tätigkeitsbereiche) ist auf andere Weise eingebunden in den Zusammenhang der psychosexuellen Entwicklung von Frauen und die Herausbildung von Geschlechtsidentität als die Entstehung des Kinderwunsches und heterosexueller Orientierungen.

In der sozialwissenschaftlichen Literatur wird die genetische Differenz häufig unterschlagen: es kommt zu einer Verdichtung der Motivbündel in Begriffen wie „Familienorientierung" oder „Geschlechtsrollensozialisation", die sowohl den Kinderwunsch, den Wunsch nach einem (Ehe)Mann und die Sozialisation zur Hausarbeit zu einem harmonischen Akkord zusammenziehen. Ich würde stattdessen dafür plädieren, zumindest aus heuristischen Gründen, die Sozialisation von Mädchen in Bezug auf Hausarbeit zu trennen von der Genese des Bedürfnisses, Kinder zu gebären und mit Kindern zu leben.

Der Zusammenhang zwischen Mutterschaft und Zuständigkeit für Hausarbeit ist ja kein „organischer", sondern eine Form der gesellschaftlich „erzwungenen" Synthesis. Ähnliches — wenngleich viel stärker als die häusliche Arbeitsteilung durch staatlich-rechtliche Normierung und Konvention gestützt — gilt für den Zusammenhang von Mutterschaft, Ehe- und Familienform. Innerhalb dieser überkommenen und naturwüchsig erscheinenden Figuration: Kinder, Ehe/Familie, Hausarbeit scheint sich zumindest für Teilgruppen der Bevölkerung die Selbstverständlichkeit ihres Zu-

sammenhangs gelockert zu haben. Ob sich aus der Zunahme selbständig erziehender Mütter und Väter, nicht-traditioneller Lebensformen aber auch steigender Scheidungsraten in allen Bevölkerungsgruppen „Tendenzen" ablesen lassen, wage ich nicht zu behaupten.

Von Bedeutung für die doppelte Sozialisation von Mädchen scheint mir jedoch ein sich neu ausprägendes Konfliktfeld zu sein, in dem die fraglose Zuordnung von Hausarbeit ans weibliche Geschlecht brüchig wird. Angesichts der verbreiteten mütterlichen Erwerbsarbeit erfahren sie zum einen die zunehmende Problematisierung der tradierten häuslichen Arbeitsteilung, die sich im familiären Belastungsdiskurs äußert. Aber auch in der weiteren Öffentlichkeit ist die Arbeitsteilung ins Gerede gekommen. Eine Reihe von Indizien sprechen darüberhinaus dafür, daß sowohl Standards als auch Inhalte und Umfang von Hausarbeit sich verändert haben. Im Zuge solcher Prozesse verschieben sich die subjektiven Bedeutungsgehalte dieser Form von Arbeit und der Stellenwert, den sie für die eigene Selbstdefinition von Mädchen/Frauen haben.

Anders als im Bereich der Hausarbeits-Sozialisation, die in Bewegung geraten ist, vermute ich ein vergleichsweise größeres Maß an Kontinuität in Bezug auf die Orientierung auf Mutterschaft. Nach wie vor vermittelt sich Mädchen mit hoher Selbstverständlichkeit, daß Frauen -irgendwann- Kinder haben. Die Bedeutung von Mutterschaft und Mütterlichkeit ist (nicht nur in unserer Gesellschaft) stark überdeterminiert. Der Kinderwunsch spielt deshalb — trotz deutlich sich artikulierender Ambivalenzen — eine herausragende Rolle für die soziale Identität von Frauen. Nancy Chodorow hat die Mütterzentriertheit unserer Familienform analysiert und unter Rückgriff auf die psychoanalytische Theorie der Objektbeziehungen die Beziehungsdynamiken vor allem zwischen Müttern und Töchtern nachgezeichnet, in deren Zusammenhang der Wunsch von Töchtern entsteht, auch Mutter zu werden (Chodorow 1985). Ihre Studie wirft Licht auf die tiefe psychische Verankerung des Kinderwunsches.

Dem korrespondiert auf gesellschaftlicher Ebene die Mütterlichkeits*ideologie*[22]: sie bezeichnet die wahrscheinlich durchschlagendste Dimension sozialen „Identitätszwangs", der auf Frauen ausgeübt wird. Die „Nicht-Mutter" gilt auf der symbolischen Werte-

skala der Geschlechter erst recht als die „NurFrau", deren Minderwert sich daran festmacht, daß sie kein Mann ist. Andererseits bedeutet Mutterschaft -jenseits aller Ideologien- die genuine Realisation und Aneignung des gattungsgeschichtlich wichtigen (vorerst technologisch nicht ersetzbaren) Vermögens von Frauen, Kinder gebären zu können.

Von kleinauf werden in der weiblichen Sozialisation von verschiedenen Quellen her Mutterschaft und Weiblichkeit eng miteinander verknüpft: diese Verknüpfung ist intensiv und ambivalent zugleich. Es ist für Frauen schwer, die oft unbewußten Motive des Kinderwunsches und ihre lebensgeschichtlichen Ursprünge, zu unterscheiden von der ideologischen Dimension des „Identitätszwangs" und biographischem „Opportunismus" als halbherziger Lösung eines Ambivalenzkonflikts.

Ob sich im internen Verhältnis der verschiedenen Konstitutionselemente der Kinderwünsche zueinander in den vergangenen Jahren etwas verschoben hat, wie u. a. die laute Debatte über „Gebärmüdigkeit" und Abtreibung indiziert, müßte allerdings genauer erforscht werden.[23] Dies besonders auch im Hinblick auf die Bedeutung ethnischer Unterschiede und die sozialpsychologische Verarbeitung der rassistischen Diskurse über Mutterschaft soweit es um nicht-deutsche Frauen geht.

Von einem läßt sich jedoch ausgehen: Auf der Seite der *subjektiven* Motive spielen heute beide Orientierungen (Beruf / Kinder, Partnerschaft) trotz ihrer spezifischen Genese eine identitätsrelevante Rolle für Frauen. In den ideologischen „Antworten" auf beide findet sich jedoch eine erhebliche Diskrepanz. Nach wie vor werden Motive, die sich auf andere Praxisfelder als die Familie richten, immer wieder gegen Frauen ausgespielt und über Mobilisierung von Schuldgefühlen abgewertet. Unterstellt wird das völlige Aufgehen mütterlicher (nicht auch väterlicher) Interessen im „Kindeswohl", genauer: in dem, was im gesellschaftlichen Diskurs dafür gehalten wird. Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller kommen in ihrer repräsentativen Studie über den „Mann" sogar zu dem Schluß, daß „Männer die Zuschreibung der Kinderbetreuungspflicht zur Mutter als strategisches Moment nutzen."[24] Auch auf diesen Ebenen wird — ähnlich wie in den wissenschaftlichen Formen der „Entnennung" — Realität ausgeblendet, in die-

sem Fall die subjektive Realität von Interessen und breiter angelegten Potentialen von Frauen. Sie werden in die Latenz gedrückt und sichern von dort den Kreislauf der Normativität des Faktischen.

Unter den gegebenen Bedingungen scheint daher weniger die traditionelle Arbeitsteilung als die Mutterschaft *objektiv* das entscheidende Glied in jener Verstärkerkette zu sein, über welche sich die hierarchische Organisationsform des Geschlechterverhältnisses reproduziert.[25] Aus der Sicht von Frauen heute ist das nicht nur ein Skandal, sondern eine Perversion von Gesellschaftlichkeit, wenn eine Sozietät die Erhaltung ihrer selbst nur garantieren kann unter der Struktur der Ungleichstellung der Hälfte ihrer Mitglieder.

Ich habe darzulegen versucht, wie die Annahme einer doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen und einer entsprechenden doppelten Sozialisation den Einzugsbereich von Kategorien wie dem „weiblichen Arbeitsvermögen" verändert. Die komplexe „Grundausstattung" des Arbeitsvermögens kommt dabei ebenso in den Blick wie die doppelte Bezogenheit von Frauen auf „Familie" und „Beruf". Innerhalb der doppelten Sozialisation ließen sich jedoch Unterschiede in der Herkunft einzelner Motivbündel ausmachen und Verschiebungen in der Konstellierung der einzelnen Elemente zueinander. Der Wunsch, Kinder zu haben/ Mutter zu sein, erwies sich aufgrund seiner mehrfachen Determination als nach wie vor wichtiger Bezugspunkt psychosozialer Identität von Frauen, aber auch als entscheidende Klammer, die subjektive Motive, Aspekte weiblicher Identität, Ideologien und Interessen einbindet in die Reproduktion des Strukturzusammenhangs der Frauenunterdrückung.

Damit ist auch das „definitorische Herzstück" aller Aussagen über die Besonderheiten weiblichen Verhaltens (die Beziehung zum Kind) einbezogen in den Kontext gesellschaftlicher Widersprüche, die nichts ungeschoren lassen. Selbst die „Einfühlsamkeit" — als eines der meistgenannten Spezifika weiblichen Arbeitsvermögens — ist unter diesen Verhältnissen nichts als ein schönes Abstraktum, wenn nicht die Umschlagpunkte von Einfühlsamkeit in Kontrollbedürfnisse, in Psychoterror, „Magdseligkeit" (Dohm 1876) benannt werden und die Frage nach den Grenzen der Empathie gestellt wird. Wie weit reicht die weibliche Einfühlsamkeit

hinaus über das „eigene" Kind und den „eigenen" Mann? Per definitionem müßte sie auch soziale Charaktereigenschaft jener Frauen im Faschismus gewesen sein, die erst ihre Kaufgewohnheiten änderten und dann wegsahen, als ihre Nachbarn geholt wurden; per definitionem müßten auch Frauen einfühlsam sein, die voller Idiosynkrasien stecken gegenüber allem, was „ausländisch" ist oder auf andere Weise „abweicht". Auch Frauen schließlich, die aus bloßer Erfahrungslosigkeit und Fremdheit soziale Vorurteile gegenüber anderen Gruppen (zum Beispiel gegenüber Fabrikarbeiterinnen) hegen, mögen einfühlsam sein: selbst als positives Potential bliebe es hier wirkungslos, es verallgemeinert sich nicht.

Offensichtlich gibt es in der Realität wie in der Wissenschaft eine Reihe von Problemen mit der Verallgemeinerbarkeit von Besonderheiten. Doch bleibt ein Moment von Irritation im Spiel: mag die oben geäußerte Kritik an der Konstruktionslogik des „Weiblichen" auch schlüssig scheinen, es gibt einen Rest Zweifel, der darauf insistiert, dies möge nicht alles gewesen sein. Sind Frauen nicht doch ganz anders als Männer ? Was bleibt von der Differenz bei all der Differenzierung?

In solchen Befürchtungen schwingt selber ein Nachhall des großen Bedarfs an Ordnung im Geschlechterverhältnis mit, den das System der Zweigeschlechtlichkeit mit seinen Dualismen, Polarisierungen, Komplementaritätsvorstellungen und Stereotypen einstweilen stillt. Aufgelöst werden soll ja nicht die Geschlechterdifferenz, sondern das stereotype und statische Bild von ihr, das Wissenschaft und Alltagsmetaphysik übriglassen. Und verändert werden soll die hierarchische Organisationsform des Geschlechterverhältnisses, die sich zu seiner Legitimation eben jener stereotypen Frauen- und Männerbilder bedient. Gewonnen werden könnte ein Bewußtsein von Vielfältigkeit und Beschränkung sowohl in der Ähnlichkeit wie im Unterschiedenen.

Es ist eine alte Einsicht der Vorurteilspsychologie, daß die Bedeutung von Stereotypen als „Prüfungs- und Auswahlentwurf, um Denken und Wahrnehmen einfach zu halten" und ihre Funktion als Rationalisierung und Rechtfertigung stets größer ist, als ihre Funktion, wirkliche „Gruppeneigenschaften" anzuzeigen (Allport, 1971, S.205). Das „Körnchen Wahrheit", das Stereotype nach Gordon W. Allport immer enthalten, ist ein Körnchen, das sich im

Klischee verallgemeinert und behauptet durch selektive Wahrnehmung und selektives Vergessen. Uns interessierten die Mechanismen solcher Selektion und ihr Preis. Die wählerische Generalisierung von *Eigenschaften*, soviel dürfte immerhin deutlich geworden sein, wirft mehr Probleme auf als sie zu klären erlaubt.

Das historisch Spezifische am „weiblichen Arbeitsvermögen" scheint mir nach dem Gesagten eher in der Doppelorientierung an zwei Feldern gesellschaftlicher Praxis und dementsprechenden Grundqualifikationen zu bestehen als in den sympathischen Eigenschaften der „Sonderart" (Weber 1919). Historisch-spezifisch und geschlechtsspezifisch könnten neben dieser Breite und Kombination ihres Arbeitsvermögens auch besonders ausgeprägte Ambiguitätserfahrungen bei Frauen sein; zumindest liegt es angesichts der Widersprüchlichkeit des weiblichen Lebenszusammenhangs nahe, daß sie durchgängiger als Männer herausgefordert sind, mit Ambivalenzkonflikten „umzugehen".[26] Dies gilt — wie vor allem die schwierige Balance von Nähe, Identifikation und Abgrenzung zur Mutter zeigte — von frühester Kindheit an. Im Zuge des Heranwachsens, aber auch noch als Erwachsene müssen sie die Wechselbäder verarbeiten, die ihnen die Symbolwelt der Gesellschaft in ihren Präsentationen der Geschlechterdifferenz und des Geschlechterverhältnisses beschert. Frauen sehen in diesem Spiegel „Das Weibliche", dem sie entsprechen sollen, als widersprüchliche Trinität: als Besonderes — Minderes — Anderes zugleich.[27] Schließlich erfahren sie in Form dilemmatischer Situationen, in heteronomen Anforderungen und Zerreißproben die Widersprüche, die mit der doppelten Vergesellschaftung ihrer Arbeitskraft einhergehen. Die Auseinandersetzung mit derartigen Erfahrungen und die Konflikte, die sie provozieren, sind eingreifend und heftig, da sie implizit stets einen Bezug zur Frage weiblicher Identität haben bzw. zu dem, was gesellschaftlich dafür steht.

Sowohl in der komplexen Kombination von Orientierungen und Eignungen als auch in der Spezifität von Erfahrungen, die sie als „Grenzgängerinnen" (Eckart 1988) machen, repräsentieren Frauen ein besonderes Potential. Ihr Gemeinsames liegt damit eher auf der Ebene der *Struktur* von Erfahrungen und Erfahrungskontexten, anstatt in identischen Eigenschaften des weiblichen Sozialcharakters.[28]

Drei Aspekte scheinen mir dabei charakteristisch:

— Die Komplexität des Lebenszusammenhangs von Frauen heute ist nicht reduzierbar: dies gilt sowohl unter der Prämisse ihrer doppelten Vergesellschaftung als auch in der Perspektive der Bedeutung beider Praxisbereiche für die soziale Identität;
— Mit der Nichtreduzierbarkeit von Komplexität und der Widersprüchlichkeit beider Bereiche ist ein strukturell angelegtes Hemmnis gegen rücksichtslose Vereindeutigung, Ausblendung und Hierarchisierungszwang verbunden. Dies heißt nicht, daß Frauen nicht ausblenden, vereindeutigen und hierarchisieren *würden*, sondern bezeichnet ein objektiv gesetztes Möglichkeitsverhältnis. Es liegt darin begründet, daß die Lebensbedingungen ihnen immer wieder sehr handfest die Erfahrung der objektiven und subjektiven Interdependenz der Sphären aufnötigen und damit Verdrängung ihrer jeweils problematischen Seiten und Harmonisierung erschweren[29].
— Die Erfahrung des Zusammenhangs und der Differenz beider Lebens- und Arbeitsbereiche ermöglicht potentiell Vergleiche zwischen ihnen, in denen sich Kriterien der Zustimmung und Maßstäbe der Kritik an beiden konturieren können. Damit verfügten Frauen „an sich" über einen Horizont, der seine Weite aus der Konfrontation mit zwei zentralen Formen der Vergesellschaftung gewinnt.

Vor diesem Hintergrund ließen sich auch den eingangs erwähnten „Kontrasttugenden" von Frauen — genauer: der Rede über sie — neue Reize abgewinnen. Ihre Stärke läge allerdings nicht mehr in ihrer tröstlichen Ferne zu den Makeln der Männerwelt, sondern in dem spezifischen Reservoir an gesellschaftlichen *Kontrasterfahrungen*, auf das sie zurückgreifen können und müssen. Aus deren Material, aus Dissonanzen wird die Melodie komponiert, die Frauen den Verhältnissen vorzuspielen hätten.

Anmerkungen

[1] Tyrell bezieht sich in seinem Aufsatz „Geschlechterdifferenzierung und -klassifikation" vor allem auf ethnomethodologische Untersuchungen aus den USA (z. B. Kessler/Mc Kenna, 1978). In der Frauenforschung der Bundesrepublik hat vor allem Carol Hagemann-White diese Tradition fortgeführt und für die Untersuchung der „alltäglichen Konstruktion der Geschlechter" produktiv gemacht.

[2] Dazu ausführlicher: Knapp, Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen, 1987; Knapp, Die vergessene Differenz, 1988; Knapp, Männliche Technik — weibliche Frau? Zur Analyse einer problematischen Beziehung, 1989.

[3] Zur Kritik an diesem Punkt vergl. aus geschichtswissenschaftlicher Sicht: Medick/ Sabean, 1984, S. 19

[4] Besonders geradlinig ist die Schilderung geschlechtsspezifischer Sozialisationsverläufe in den Untersuchungen von Belotti, 1975 und Scheu, 1977, auf die in den Anfangszeiten der Frauenforschung immer wieder zurückgegriffen wurde. Kritisch dazu: Hagemann-White, 1984; Haug, 1987.

[5] Das Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, in dem die feministische Wissenschaft sich entwickelte und nach wie vor steht, ist in jüngster Zeit mehrfach Gegenstand intensiver Diskussionen im Rahmen der Sektion Frauenforschung gewesen. Zum Problemspektrum dieser Diskussion siehe die Dokumentation der Beiträge auf dem Workshop: „Frauenforschung — Frauenpolitik", Hannover, April 1988.

[6] Das dokumentiert die Untersuchung von Christiane Schiersmann, Computerkultur und weiblicher Lebenszusammenhang. Zugangsweisen von Frauen und Mädchen zu neuen Technologien, 1987, die von dem im ifg entwickelten Konzept der „weiblichen Aneignungsweise" ausgeht. Zur Kritik an diesem Ansatz vergl. Knapp, 1989.

[7] Vgl. hierzu die Untersuchung von Cynthia Cockburn, Die Herrschaftsmaschine, 1989.

[8] Siehe dazu: Becker-Schmidt 1982, 1983, 1984, 1987, 1988.

[9] Auch in der Vergesellschaftung von Männern gibt es Phänomene von Segregation und Deklassierung: sie machen sich aber weniger an der Geschlechtszugehörigkeit fest, sondern eher an sozialstrukturellen Kriterien wie Klasse oder ethnische Herkunft.

[10] Auch Eckart (1988) verwendet den Begriff der „doppelten Vergesellschaftung", sie bezieht dies allerdings auf die Vergesellschaftung von Frauen als Körper/Natur und als Arbeitskraft. Es erscheint sinnvoll, die unterschiedlichen inhaltlichen Bezugsdimensionen noch weiter auszudifferenzieren; darüberhinaus gilt es, auch die jeweilige Formbestimmtheit der Vergesellschaftung zu bestimmen, etwa in der Richtung, wie ich es für die Vergesellschaftung des Arbeitsvermögens von Frauen versucht habe. Siehe dazu: Knapp, 1987.

[11] Diese Kritik trifft auch auf sozialistisch-feministische Positionen wie die von Frigga Haug zu, für die von ihrem politischen Hintergrund her die Ana-

lyse von Klassenverhältnissen immer zentral war und deren begriffliches Instrumentarium es ermöglichen müßte, die doppelte Vergesellschaftung von Frauen in ihrer Widersprüchlichkeit zu erkennen. Auch sie verlagert die Vergesellschaftung von Frauen vorrangig in die Privatsphäre: „Vereinfacht gesprochen sind die Frauen in unseren westlichen Industriegesellschaften heute für das unmittelbar individuelle Leben, für die Sorge um die Körper zuständig — wenn auch weniger für den eigenen Körper —, Männer mehr für die vermittelte gesellschaftliche Arbeit. Dies gilt auch für das Selbstbewußtsein der beiden Geschlechter, für ihre Lebenspläne und ihre Perspektiven. Frauen, so können wir zusammenfassend sagen, leben weitgehend in Unmittelbarkeitsbeziehungen." Haug, 1987, S. 53. Dies ist in der Tat sehr vereinfachend gesprochen: Selbst das „bürgerliche Lager" -bis in die Programme der CDU/CSU hinein- muß heute in seiner Politik die Doppelorientierung von Frauen berücksichtigen. Frigga Haug dagegen meint, gestützt auf Erfahrungen in ihrem Gruppenprojekt „kollektive Erinnerungsarbeit": „Als Dimensionen weiblicher Identität hatten wir herausgearbeitet, daß Frauen sich wesentlich familiär orientieren, ihre Selbstkonstruktion sie auf Unmittelbarkeit, Körperlichkeit, Nähe und Zweisamkeit lenkt. Die Hoffnung, die wir in solche weibliche Ausrichtung legen, gilt der Notwendigkeit, das Leben zu retten in einer Gesellschaft, die sich anschickt, es endgültig zu zerstören. Allerdings wäre es eine Voraussetzung, ihre ‚Zuständigkeit' aus den Privatfesseln zu lösen und auf die Gesamtgesellschaft zu übertragen. Vereinfacht gesprochen gilt heute mehr denn je: Frauen müssen in die Erwerbsarbeit und in die Politik." Haug, 1987, S.65.
Daß in den vergangenen Jahrzehnten von den Frauen zwischen 15 und 6O Jahren immer etwa die Hälfte erwerbstätig war (Willms 1983, S. 34), wenn auch ihre Art der „Integration in die Berufswelt" geschlechtsspezifische Verläufe aufweist, wird bei Haug nicht zum systematischen Bezugspunkt der Analyse. Insofern reproduziert sie auf dieser Ebene die bürgerliche Ideologie von Frauenarbeit. Ähnliche Akzente setzt auch Kornelia Hauser in ihrer Dissertation über den „Strukturwandel des Privaten": „In heutigen Verhältnissen, in denen durchschnittlich jede/r an der vergesellschafteten Arbeit teilhaben kann, sind Frauen strukturell davon ausgeschlossen und weiter zuständig für unmittelbare individuelle Reproduktion. Strukturell meint hier ein komplexes Gebilde aus politischen, kulturellen Elementen, die sich nicht unmittelbar aus ökonomischen Notwendigkeiten ableiten lassen." 1987, S.99. Daß Frauen nach wie vor primär zuständig sind für die „unmittelbare individuelle Reproduktion" ist zwar eine erhebliche Barriere in Bezug auf Erwerbstätigkeit; die pauschale Rede von einem Ausschließungsverhältnis erschwert jedoch den Zugang zu den historisch-spezifischen Formen weiblicher Vergesellschaftung und deren Widersprüchlichkeit.

[12] Vgl. Krovoza, Produktion und Sozialisation, 1976.

[13] Auf das Verhältnis von Bezogenheit und Differenz zwischen den Sphären privatförmig organisierter Reproduktion und gesamtgesellschaftlicher Reproduktion kann ich hier nicht ausführlich eingehen. Siehe dazu: Becker-Schmidt/Knapp, 1985, Kap. V. Ich entnehme diesem Kapitel jedoch die Analyse der Privatsphäre.

[14] Die gesamtgesellschaftlich unterschiedliche Deutung und Bedeutung von „männlicher" und „weiblicher" Arbeit setzt sich fort bis in die häusliche Feinverteilung von Aufgaben und geht häufig einher mit entsprechenden „Verteilungskämpfen". Siehe dazu: Becker-Schmidt u. a., 1984, Kap. VI, 1985, Kap. III

[15] Wir haben dies in dem genannten Forschungsprojekt vor allem unter dem Belastungsaspekt untersucht. Dabei zeigte sich, daß der Zwang zum „Prioritätenwechsel", der mit dem Wechsel zwischen Fabrik und Familie verbunden ist, eine besonders gravierende Belastung für die Arbeiterinnen darstellte.

[16] Siehe dazu: Knapp, 1987, S. 242 ff.

[17] Diese Formulierung drückt durchaus den Zynismus der Verhältnisse aus: die Schilderungen von Frauenbeauftragten sind eine reichhaltige Quelle entsprechender Beispiele. In Hannover wurde beispielsweise einer Ärztin, die sich an einer Entbindungsklinik bewarb, von dem dortigen Chefarzt mitgeteilt, sie könne die Stelle bekommen, wenn sie ihren Uterus in Spiritus bei ihm abliefern würde. Vergleichbares Verhalten gegenüber Männern im zeugungsfähigen Alter wird nicht berichtet. Zur Frage der geschlechtsspezifischen Arbeitskraftdefinition vergl. auch Ilona Ostner, in: Müller, Willms, Handl 1983, S. 228.

[18] Unvollständig deshalb, weil auch die Dimension der Vergesellschaftung in Bezug auf die Sphäre staatlich-politischer Machtausübung einbezogen werden müßte. Auch hier gibt es historisch widersprüchliche Konstellationen von Partizipation/ Integration und Ausschluß, die in den Rahmen einer Analyse der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses gehören.

[19] Näher ausgeführt ist der Doppelcharakter von Sozialisation bei: Becker-Schmidt 1983, S. 30ff

[20] Vgl. zum „Erbe der Väter": Zurmühl, 1984; auch: Eckart, 1988

[21] Vgl. Becker-Schmidt u. a. 1983, 1984, 1985.

[22] Karin Hausen hat am Beispiel der Einführung des Muttertags die Produktion solcher Ideologien sehr genau nachgezeichnet. In ihrem Aufsatz „Mütter,Söhne und der Markt der Symbole und Waren" verfolgt sie, wie „familial begründete Emotionen, Verhaltensweisen und Interessen auf dem Umschlagplatz wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Interessen vermarktet und genutzt werden und wie umgekehrt die u. a. in der Werbung kollektiv produzierten Bilder und Interpretationen der gesellschaftlichen Wirklichkeit den familialen Lebenszusammenhang durchdringen und prägen." Hausen, 1984, S. 476.

[23] Vergl. E. Beck-Gernsheim, 1985; G.Pauritsch u. a., 1988

[24] Metz-Göckel / Müller, 1986, S. 551

[25] Aber auch dieser Zusammenhang müßte in seiner Mehrschichtigkeit näher untersucht werden: unter ökonomischen Aspekten und dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Positionierung von Frauen trifft die Aussage sicherlich zu.Für andere Dimensionen (z. B. Wertehierarchie, Partnerbeziehungen) wäre genauer zu verfolgen, wie sie sich aufgrund der Mutterschaft von Frauen verändern. Innerhalb der Mikrologie solcher Veränderungen vermute ich die Entstehung neuer Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche.

[26] Ob aus dieser zunächst objektiv vorgegebenen Herausforderung zum Umgang mit Widersprüchen und Ambivalenzerfahrungen tatsächlich eine spezifische Ambiguitätstoleranz resultiert, müßte mit Blick auf unterschiedliche subjektive Verarbeitungsweisen noch näher erforscht werden.
[27] Vgl. dazu Knapp, 1987, S. 264
[28] Über dessen Physiognomik und psychosexuelle Verfaßtheit, ja selbst über seine bloße Möglichkeit, wäre im Anschluß an die feministische Kritik zentraler Prämissen der Konstruktion eines zeitgenössischen Sozialcharakters erst noch weiter nachzudenken. Siehe dazu: Dubiel, 1988, S. 40ff;
[29] Vgl. zu diesem Zusammenhang den Abschnitt „Wirklichkeitssinn und gesellschaftliche Widersprüche", in: Becker-Schmidt, Knapp, Geschlechtertrennung, 1987, S. 42 ff

Literaturverzeichnis

ALLPORT, G. W.: Die Natur des Vorurteils. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971.

BARTHES, R.: Mythen des Alltags, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1964

BEAUVOIR, S. DE: Memoiren einer Tochter aus gutem Hause, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1986.

BECKER-SCHMIDT, R.: Widersprüchliche Realität und Ambivalenz: Arbeitserfahrungen in Fabrik und Familie.In: KZfSS, Heft 4, 1980.

BECKER-SCHMIDT, R., U. BRANDES-ERLHOFF, M. KARRER, G. A. KNAPP, M. RUMPF UND B. SCHMIDT: Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Neue Gesellschaft, Bonn 1982 a.

BECKER-SCHMIDT, R.: Entfremdete Aneignung, gestörte Anerkennung: Lernprozesse. Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen. In: Beiträge zur Frauenforschung am 21. Deutschen Soziologentag, Bamberg 1982 b.

BECKER-SCHMIDT, R., U. BRANDES-ERLHOFF, M. RUMPF UND B. SCHMIDT: Arbeitsleben — Lebenarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Neue Gesellschaft, Bonn 1983.

BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP UND B. SCHMIDT: Eines ist zuwenig beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Neue Gesellschaft, Bonn 1984.

BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP: Arbeiterkinder gestern Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich. Neue Gesellschaft, Bonn 1985.

BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP: Geschlechtertrennung Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Neue Gesellschaft, Bonn 1987a.

BECKER-SCHMIDT, R.: Die doppelte Vergesellschaftung die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Die andere Hälfte der Gesellschaft. Hrsg. I. Wagner und L. UNTERKIRCHNER. Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, Wien 1987 b, 10 28.

BECKER-SCHMIDT, R.: Perspektiven einer feministischen Theorie gesellschaftlicher Reproduktion. In: Frauenforschung Frauenpolitik. Dokumentation des Workshops der Sektion Frauenforschung, Hannover, 15.-17.4.1988, Hrsg. SEKTION FRAUENFORSCHUNG.

BECKER-SCHMIDT, R.: Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Köln 1989, Heft 24.

BECK-GERNSHEIM, E.: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt 1976.

BECK-GERNSHEIM, E.: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt 1980.

BECK-GERNSHEIM, E.: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit ? Über private und politische Interessen am Kind. Fischer, Frankfurt a.M. 1985.

BELOTTI, E. G.: Was geschieht mit kleinen Mädchen ? Frauenoffensive, München 1976.

CHODOROW, N.: Das Erbe der Mütter. Frauenoffensive, München 1985.

COCKBURN, C.: Die Herrschaftsmaschine.Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how. Argument, Hamburg 1988.

DALY, M.: Gyn-Ökologie. Frauenoffensive, München 1981.

DALY, M.: Reine Lust. Frauenoffensive, München 1986.

DOHM, H.: Der Frauen Natur und Recht. Berlin 1876, Reprint: Ala Verlag, Neunkirch 1986.

DUBIEL, H.: Kritische Theorie der Gesellschaft. Juventa, Weinheim und München 1988.

ECKART, CH: Verschlingt die Arbeit die Emanzipation ? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeitsmonade. In: Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968, Hrsg. A. ANDERS. Athenäum, Frankfurt a.M. 1988, 200-223.

ERLER, A. G.: Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschieds. Wagenbach, Berlin 1985.

GARAUDY, R.: Der letzte Ausweg. Feminisierung der Gesellschaft. Walter, Olten und Freiburg 1982.

HABERMAS, J.: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 und 2, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1981.

HAGEMANN-WHITE, C.: Sozialisation: Weiblich männlich ?, Leske und Budrich, Opladen 1984.

HAUG, F.: Subjekt Frau. Zur Politik der Erinnerung. In: Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen, Hrsg. B. ROMMELSPACHER. Campus, Frankfurt a.M. 1987.

HAUSEN, K.: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923 1933. In: Emotionen und materielle Interessen, Hrsg. H.Medick und D. SABEAN, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984, 473-523.

HAUSER, K.: Strukturwandel des Privaten ? Das „Geheimnis des Weibes" als Vergesellschaftungsrätsel. Argument, Hamburg 1987.

KESSLER, S. und W. MCKENNA: Gender. An Ethnomedodological Approach, New York 1978.

KNAPP, G. A. UND R. BECKER-SCHMIDT: Arbeiterkinder gestern Arbeiterkinder heute. Neue Gesellschaft, Bonn 1985.

KNAPP, G. A. und R. BECKER-SCHMIDT: Geschlechtertrennung — Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Neue Gesellschaft, Bonn 1987 a.

KNAPP, G. A.: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Hrsg. U. BEER, AJZ-Verlag, Bielefeld 1987b.

KNAPP, G. A.: Die vergessene Differenz. In: Feministische Studien, 6. Jg., Bd.1, Oktober 1988.

KNAPP, G. A.: Männliche Technik weibliche Frau ? Zur Analyse einer problematischen Beziehung. In: Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie. Hrsg. D. BECKER, R. BECKER-SCHMIDT, G. A. KNAPP, A. WACKER, J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1989.

KROVOZA, A.: Produktion und Sozialisation. EVA, Frankfurt 1976.

MARCUSE, H.: Marxismus und Feminismus. In: Jahrbuch Politik 6 (Schriften 9), Berlin 1974.

MARX, K.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. EVA, Frankfurt o.J.

MEDICK, H. und D. SABEAN (Hrsg.): Emotionen und materielle Interessen. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984.

METZ-GÖCKEL, S. und U. MÜLLER: Die Partnerschaft der Männer ist (noch) nicht die Partnerschaft der Frauen. Empirische Befunde zum Geschlechterverhältnis aus der Frauenperspektive. In: WSI-Mitteilungen, *39*, 8, 545-558 (1986).

MIES, M.: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Frauen, die letzte Kolonie. Hrsg. C. v. WERLOFF, M. MIES und V. BENNHOLDT-THOMSEN. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1983, 164-190.

MIES, M.: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Rotpunktverlag, Zürich 1988.

MÜLLER, W., A. WILLMS und J. HANDL: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Campus, Frankfurt a.M. 1983.

NEGT, O. und A. KLUGE: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1972.

OSTNER, I.: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Campus, Frankfurt a.M. 1978.

OSTNER, I.: Diskussionsbeitrag auf der Konferenz „Beschäftigungssystem im gesellschaftlichen Wandel". In: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Hrsg. W. MÜLLER, A. WILMS und J. HANDL. Campus, Frankfurt a.M. 1983.

OTTOMEYER, K.: Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus. Politladen Erlangen, Gaiganz 1974.

PAURITSCH, G, B. FRAKELE, E. LIST (Hrsg.): Kinder machen. Strate-

gien der Kontrolle weiblicher Fruchtbarkeit. Wiener Frauenverlag, Reihe Frauenforschung, Band 6, Wien 1988.

PROKOP, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang, Frankfurt a.M. 1977.

SCHIERSMANN, CH: Computerkultur und weiblicher Lebenszusammenhang. Zugangsweisen von Frauen und Mädchen zu neuen Technologien. Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft 49, Bonn 1987.

SEKTION FRAUENFORSCHUNG (Hrsg.): Frauenforschung — Frauenpolitik. Dokumentation des Workshops der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Hannover, 15.-17.4.1988.

THÜRMER-ROHR, CH: Vagabundinnen. Feministische Essays. Orlanda Frauenbuchverlag, Berlin 1987.

TYRELL, H.: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: KZfSS, *38*, 3, 450-489 (1986).

WEBER, M.: Frauenfragen und Frauengedanken, J.C.B. Mohr, Tübingen 1919.

WILLMS-HERGET, A.: Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt. Campus, Frankfurt a.M. 1985.

WOOLF, V.: Ein Zimmer für sich allein. Fischer, Frankfurt a.M. 1981.

ZURMÜHL, S.: Lachende Liebe Leuchtender Tod. Frauenbuchverlag, München 1984.